



BEOBACHTUNGEN UND EINDRÜCKE GEBHARD KIRCHGÄSSNER

Studium der Volkswirtschaftslehre, Politikwissenschaft und Statistik an der Universität Konstanz. 1976 Promotion zum Dr. rer. soc., 1981 Habilitation für Volkswirtschaftslehre und Ökonometrie. 1977–1984: Oberassistent am Institut für Wirtschaftsforschung der ETH Zürich. 1984–1992: Professor für Finanzwissenschaft an der Universität Osnabrück. 1992–2013: Ordinarius für Volkswirtschaftslehre und Ökonometrie sowie Direktor des Schweizerischen Instituts für Aussenwirtschaft und Angewandte Wirtschaftsforschung an der Universität St. Gallen. Seit 2001 Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften, Leopoldina. Ehrendoktor der Universität Fribourg (2011). 2003–2007: Präsident der Kommission für Konjunkturfragen des Schweizerischen Bundesrats. 2008–2011: Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik. Forschungsgebiete: Politische Ökonomie, Wirtschafts- und Finanzpolitik, Angewandte Ökonometrie, Methodische Grundlagen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. – Adresse: Universität St. Gallen, SIAW-HSG, Bodanstrasse 8, 9000 St. Gallen, Schweiz.
E-Mail: gebhard.kirchgaessner@unisg.ch

Abgesehen von der damit verbundenen Auszeichnung, die man selbstverständlich gerne entgegennimmt: Was kann einen emeritierten Professor einer Schweizer Universität dazu bewegen, die Einladung zu einem akademischen Jahr am Wissenschaftskolleg zu Berlin anzunehmen? Die hauptsächliche Motivation der noch nicht emeritierten Kollegen fällt weg: die Entbindung von (fast) allen Lehr- und Verwaltungsverpflichtungen für diesen Zeitraum. Als Emeritus ist man nicht mehr in die Verwaltung der Universität eingebunden, und falls man noch lehrt, geschieht dies aus eigenem Antrieb. Damit verbleiben vor

allem zwei Motivationen: Zum einen hatte ich die Erwartung, in einem Kreis höchst qualifizierter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler interessante Gespräche führen zu können und dabei auch Anregungen für die eigene Arbeit zu erhalten. Damit würden sich vielleicht auch Möglichkeiten gemeinsamer Projekte über die Fachgrenzen hinaus ergeben. Zweitens übte die Möglichkeit, einen längeren Zeitraum in einer Weltstadt verbringen zu können, eine erhebliche Faszination auf mich aus. Während die Erwartungen, die mit dem Aufenthalt in Berlin verbunden waren, voll erfüllt wurden, gilt dies für die wissenschaftliche Kommunikation am Wissenschaftskolleg nur teilweise.

Berlin hat sich in den letzten zwanzig Jahren zu einer faszinierenden Stadt entwickelt. Ich kenne Berlin seit langem sehr gut, aber es macht doch einen gewaltigen Unterschied, ob man immer wieder nur für ein paar Tage anwesend ist oder ob man hier für zehn Monate lebt. Der Unterschied zur reizvollen Provinz in St. Gallen ist enorm. Dies bedeutet nicht, dass ich hier auf Dauer leben möchte, schließlich ist die Gegend sehr flach. Aber es ist schon ein Privileg, hier eine längere Zeit verbringen zu dürfen. Die kulturelle Szene ist gewaltig, und dies gilt nicht nur für die Hochkultur wie die Opernhäuser, die großen Theater und die Museen von Weltrang, sondern auch für die äußerst vielfältige Kleinkunstszene. Wir haben versucht, beides kennen zu lernen, und man muss dies wohl auch, um Berlin verstehen zu können.

Politisch ist die Stadt gespalten, wie sich an Wahlergebnissen einfach ablesen lässt. Dabei existiert die Mauer zwar nicht mehr physisch real, aber immer noch in manchen Köpfen. So klingt z. B. im politischen Kabarett im Osten der Stadt gelegentlich die Nostalgie nach den alten DDR-Zeiten durch. Dabei werden an den heutigen Staat Forderungen gestellt, welche die DDR nie erfüllt hat und auch nie erfüllen konnte. Aber eben: „Es war nicht alles schlecht, was ...“ ist eine nach Diktaturen gerne verwendete Floskel, wenn das neue System auch (relative) Verlierer kennt bzw. wenn die „blühenden Landschaften“ doch nicht ganz so schnell entstehen, als dies erwartet und vor allem von der Politik versprochen wurde. Dabei ist die Aufbauleistung beachtlich, aber es bleibt noch viel zu tun, nicht nur materiell, sondern auch in den Köpfen.

Berlin ist heute zwar nicht unbedingt eine atheistische, aber zumindest eine areligiöse Stadt. Knapp zwei Drittel gehören keiner Religions- oder Glaubensgemeinschaft mehr an; die katholische und die evangelische Kirche bringen es zusammen gerade noch auf 28,7 Prozent. Auch wenn es keine auffällige Moschee im Zentrum der Stadt gibt: der Islam scheint heute stärker präsent zu sein als z. B. die katholische Kirche. Dies hat sich auch – vielleicht rein zufällig – im Wissenschaftskolleg gespiegelt: Wir hatten mehr

Vorträge, die sich mit Problemen des Islam befassten als mit Problemen des Christentums.

Die Unhöflichkeit, mit der man in der Stadt nicht gerade selten konfrontiert wird, hat Berlin eine besondere Reputation verliehen. Dies als speziellen Humor zu verkaufen, ist geradezu genial. Spätestens dann aber, wenn man nachts bei Minusgraden zehn Minuten warten muss, bevor man in den Bus einsteigen darf, weil dieser nach der Pause des Chauffeurs erst zwei Meter nach vorne fahren muss, hat man dafür nicht mehr viel Verständnis. Mich wundert nur, dass sich die Berlinerinnen und Berliner dies so problemlos gefallen lassen. Hier scheint es unüberwindliche bürokratische Regelungen zu geben, die ein „normales“ Verhalten ausschließen. Nicht immer aber war die Bürokratie uns gegenüber so unfreundlich. Im Bürgeramt Wilmersdorf ist die Organisation zumindest dann, wenn man neue Papiere benötigt, sehr effizient, und dies gilt auch für die sehr freundliche Behandlung und „speditiv“ Abwicklung der Geschäfte durch die dort Beschäftigten. Offensichtlich kann man auch in Berlin anders.

Interessant waren die Erfahrungen mit den insgesamt drei Abstimmungen, die wir hier erleben durften. Als schweizerisch-deutsche Doppelbürger wissen wir, wie man Abstimmungen effizient organisieren kann, und da wir inzwischen lange genug in Berlin gemeldet waren, durften wir an den beiden Abstimmungen vom 26. Mai 2014 teilnehmen. Die Organisation war korrekt, aber alles andere als effizient, und obwohl kein großer Andrang herrschte, als wir am Mittag zum Wahllokal kamen, hat es doch länger gedauert, als wir angenommen hatten. Im Gegensatz zur Abstimmung zu den Kleingärten in Wilmersdorf war die Information, die man vorab zur Abstimmung zum Tempelhofer Feld erhalten hat, gut. Trotzdem gab es selbst unter Berliner Kollegen interessante Diskussionen darüber, wie man jetzt überhaupt sinnvoll abstimmen könne: „Ja – Ja“, „Nein – Nein“, „Ja – Nein“ bzw. „Nein – Ja“. „Ja – Ja“ schien offensichtlich wenig sinnvoll zu sein. Was aber wäre geschehen, wenn es, was theoretisch durchaus möglich gewesen wäre, bei beiden Fragen eine Mehrheit für „Ja“ gegeben hätte? Offensichtlich ist dies bisher nicht bedacht worden. Zumindest fehlte die Stichfrage, die dann darüber Auskunft gegeben hätte, welches der beiden „Ja“ in dieser Situation gelten soll.

Für beide Abstimmungen gilt, dass die finanziellen Auswirkungen in den Diskussionen vor der Abstimmung nur eine geringe Rolle spielten und die Ergebnisse wohl kaum beeinflusst haben. Dies ist freilich auch nicht überraschend, da das Land Berlin (als Gemeinde) nur eine sehr begrenzte Steuerautonomie hat und die Bezirke gar keine: Wenn wegen der Erhaltung der Kleingärten in Wilmersdorf Entschädigungen zu zahlen

sein sollten, betrifft dies kaum die dortigen Steuerzahler. Damit sie gut funktionieren kann, erfordert direkte Demokratie, dass sich die Bürgerinnen und Bürger auch der finanziellen Konsequenzen ihrer Entscheidungen bewusst sind. Die Abstimmungen wären vielleicht nicht anders ausgefallen, aber die Entscheidungssituation wäre eine andere gewesen.

Kommen wir zum Wissenschaftskolleg. Die Herzlichkeit, mit der meine Frau und ich empfangen wurden, und die Hilfsbereitschaft und Unterstützung, auf die wir von Anfang an zählen konnten, waren umwerfend. Dies gilt für alle Teile der Verwaltung, insbesondere aber für jene, mit denen wir am meisten konfrontiert waren: den Empfang, die Bibliothek, die IT und die Wohnungsverwaltung.

Als ich die Liste meiner Mitfellows zum ersten Mal sah, war ich etwas enttäuscht: Außer mir war kein Ökonom auf der Liste. Ich vermisste auch die Psychologie. Es sollten zwar Politikwissenschaftler und Soziologen kommen, aber diese waren wohl eher den narrativen Varianten dieser Wissenschaften zuzuordnen. Tatsächlich war ich in diesem Jahrgang der einzige mit Hilfe quantitativer Verfahren arbeitende Sozialwissenschaftler. Es gab zwar eine Gruppe, die sich mit Problemen der Quantifizierung befasste, aber sie bewegte sich auf einer Metaebene, indem sie fragte, welche gesellschaftlichen Auswirkungen die Quantifizierung, insbesondere die Leistungserfassung mit Hilfe quantitativer Indikatoren, in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen hat. So wichtig solche Untersuchungen auch sind, solange sie mit rein qualitativen Verfahren arbeiten, führen sie ‚nur‘ zur Entwicklung von Hypothesen und nicht zu deren Überprüfung. Dazu sind in aller Regel quantitative Verfahren erforderlich, d. h. man muss die Metaebene verlassen.

Um trotz des Fehlens quantitativ arbeitender Sozialwissenschaftler Interesse für meine Fragestellung, die „Politische Ökonomie wissenschaftlicher Politikberatung“, zu gewinnen, habe ich mein Projekt bereits im November im Dienstagskolloquium vorgestellt. Das erhoffte Feedback blieb jedoch weitgehend aus. Wir haben uns zwar – insbesondere am Mittagstisch – häufiger auch über wirtschaftliche Fragen unterhalten, aber die Themen waren meist allgemeinerer Natur; die Gespräche drehten sich z. B. um die europäische Schuldenkrise, später auch um die Abstimmung vom 9. Februar 2014 über die Begrenzung der Zuwanderung in der Schweiz. Gegen Ende unserer Zeit wurde eher nach dem Buch von Piketty bzw. nach der dort vertretenen These einer zunehmenden Ungleichverteilung in den kapitalistischen Gesellschaften gefragt. Mein Projekt oder meine sonstigen Arbeiten waren nur ganz selten Thema.

Das Wissenschaftskolleg ermöglichte es mir, den von der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina geplanten Workshop über das ökonomische Menschenbild hier durchzuführen. Ich bin dafür ausgesprochen dankbar, da mir dadurch viel Arbeit abgenommen wurde. Wir diskutierten die Verwendung des ökonomischen Ansatzes nicht nur in den Wirtschaftswissenschaften, sondern auch in der Soziologie, der Politikwissenschaft, der Psychologie, der Erziehungswissenschaft und im Recht. Es war uns möglich, dafür hervorragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus diesen Bereichen zu gewinnen, und es wurde gerade auch in den Bereichen der Psychologie und der Erziehungswissenschaft deutlich, was hier auf der Basis dieses Ansatzes und mit Hilfe quantitativer Methoden erreicht werden kann. Der Zuspruch von außerhalb war erfreulich groß, aber leider hat niemand von den Fellows aus der Quantifizierungsgruppe teilgenommen.

Die schwache Repräsentanz (mit Hilfe quantitativer Methoden) empirisch arbeitender Sozialwissenschaftler in diesem Jahrgang war keine Ausnahme. Im nächsten Jahrgang wird zwar ein Psychologe, aber niemand aus den Wirtschaftswissenschaften anwesend sein, sieht man einmal von Susan Rose-Ackerman ab, die in Yale zwar einen Lehrstuhl für Rechtswissenschaften hat, aber auch in den Wirtschaftswissenschaften hervorragend ausgewiesen ist. Insgesamt waren in den letzten 10 Jahrgängen genau 7 Ökonomen und 7 Psychologen Fellows. Seit Bestehen des Wissenschaftskollegs waren es 50 Ökonomen und 33 Psychologen, dagegen aber z. B. 200 Historiker, d. h. pro Jahrgang ein Psychologe, ein bis zwei Ökonomen, aber durchschnittlich 6 Historiker. Damit will ich nichts gegen die Bedeutung der Geschichtswissenschaft gesagt haben, aber die Unterrepräsentation der Ökonomie und der Psychologie scheint mir weder ihrer wissenschaftlichen noch ihrer gesellschaftlichen Bedeutung gerecht zu werden.

Das Wissenschaftskolleg ermöglichte es mir auch, einen öffentlichen Abendvortrag zum Thema „Direkte Demokratie“ zu halten. Für diese Möglichkeit bin ich sehr dankbar, schließlich bin ich nicht nur davon überzeugt, dass direkte Volksrechte sinnvolle Instrumente in einer modernen Demokratie darstellen können, sondern dies ist auch seit längerem eines meiner Arbeitsgebiete. Es war auch deshalb besonders reizvoll, da, wie bereits erwähnt, die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger der Schweiz kurz zuvor beschlossen hatten, die Zuwanderung, die in den letzten Jahren erheblich zugenommen hat, wieder beschränken zu wollen. Dies widerspricht der Personenfreizügigkeit, die zu den Prinzipien der Europäischen Union gehört. Die Reaktionen auf diese Abstimmung reichten in Deutschland von absoluter Verständnislosigkeit bis zu euphorischer Zustimmung.

In der gut besuchten Veranstaltung konnten wir Chancen und Probleme der direkten Demokratie nüchtern diskutieren. Leider waren meine Mitfellows auch hier wieder stark unterrepräsentiert.

Zusätzlich zu den Pflichtveranstaltungen bot uns das Wissenschaftskolleg eine Fülle weiterer Veranstaltungen, die man gar nicht alle besuchen konnte, wenn man noch an seinem eigenen Projekt weiterkommen wollte. Höhepunkte waren für meine Frau und mich die musikalischen Anlässe. Dies gilt für die phantastischen Auszüge aus dem *Wohltemperierten Klavier*, die Diskussion über Richard Strauss, aber auch für die moderne Musik, die uns Klaus Ospald und Paul Robertson vermittelten. Dies ist für mich eine fremde Welt, der ich mich zwar anzunähern vermag, in die ich aber kaum eindringen kann. Die Hilfe, die mir dazu gegeben wurde, schätze ich sehr. Dies ändert aber nichts daran, dass sie mir nach wie vor fremd ist. Verständnisschwierigkeiten ergeben sich freilich auch bei nicht so ganz neuer Musik. Weshalb z. B. die Alpensymphonie von Richard Strauss notwendigerweise mit Nietzsche in Verbindung gebracht werden muss, kann ich nicht nachvollziehen. Aber das ist vielleicht das Schöne an der Musik, dass Aussagen darüber nicht jene Allgemeinverbindlichkeit beanspruchen können, die wir wissenschaftlichen Aussagen üblicherweise zubilligen. Das Hörerlebnis ist zwangsläufig individuell.

Das bestimmende politische Thema war die Ukraine. Dies begann mit dem ersten Dienstagskolloquium vom 1. Oktober 2013 über den ukrainisch-polnischen Konflikt im 2. Weltkrieg, der trivialerweise nicht ohne Bezug zur aktuellen Situation auskommen konnte, bis zur Podiumsdiskussion im Rahmen des Jahrestreffens des Fellowclubs am 27. Juni 2014. Interessant waren vor allem auch die Ausführungen unseres Schweizer Botschafters Tim Guldemann am 31. März 2014. Da die Schweiz den Vorsitz in der OSZE übernommen hatte, war er von Außenminister Burkhalter zum Sonderbeauftragten für die Ukraine bestellt worden. In dieser Funktion hatte er mit allen Seiten Kontakt. Seine Einschätzung der Situation war auch deshalb interessant, weil sie sich nicht mit allem deckte, was man sonst zu hören (und lesen) bekam.

Mit meinem Projekt, der „Politischen Ökonomie wissenschaftlicher Politikberatung“, bin ich zwar vorangekommen, aber, wie zu erwarten war, nicht im ursprünglich geplanten Umfang. Dies hing auch damit zusammen, dass ich nicht den generellen direkten Zugriff auf viele der relevanten Zeitschriften hatte. Dabei hat mich die Bibliothek, soweit dies überhaupt möglich war, in jeder Hinsicht unterstützt, aber das ändert nichts daran, dass deren Organisation in erster Linie auf die „Buchwissenschaften“ ausgerichtet ist. Für diese funktioniert sie hervorragend. Der indirekte Zugriff auf Zeitschriften über VPN

und die Heimatuniversität ist langsam und mühsam und funktioniert gelegentlich auch gar nicht, woran das auch immer liegen mag. Wie sich aus dem oben Gesagten ergibt, musste ich mir Anregungen im Wesentlichen von außen holen. So konnte ich auf Workshops zur Politikberatung an den Universitäten Potsdam und Speyer vortragen und war zu diesem Thema auch im Forschungsseminar des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung hier in Berlin eingeladen. Da ich emeritiert bin, kann und werde ich an diesem Projekt in St. Gallen ohne Zeitverzug weiterarbeiten, sodass das geplante Buch nicht gefährdet ist.

Es gäbe noch vieles zu berichten. So hatten wir viele interessante Kolloquien am Dienstag, auch über Themen, die mich persönlich nicht sonderlich interessieren. Dennoch ist die Teilnahme an diesem Kolloquium wichtig, nicht nur, weil man nur damit kennenlernt, womit sich die anderen Fellows beschäftigen, sondern auch, weil man gelegentlich auf Sachverhalte gestoßen wird, die auch für das eigene Fach interessant sein können. Dies war z. B. der Fall, wenn (wieder einmal) deutlich wurde, dass Entwicklungsbiologen die ökonomische Terminologie auf Sachverhalte anwenden, die dafür eigentlich – zumindest nach ökonomischem Verständnis – nicht geeignet sind. Wir setzen für unseren Ansatz intentionales Handeln voraus, wovon bei Menschen, aber nicht bei Zellen ausgegangen werden kann. Auch kann die in den Wirtschaftswissenschaften seit längerem stattfindende und sehr ernsthafte Diskussion über die Bedeutung von Rankings im Wissenschaftsbereich davon profitieren, dass man sieht, welche Auswirkungen Rankings auf die amerikanischen Law Schools haben.

Wichtig waren auch viele persönliche Gespräche, insbesondere am Donnerstagabend, auch wenn sie sich nicht nur um Wissenschaft drehten. Sie gingen häufig bis spät in die Nacht, was der Produktivität am nächsten Morgen nicht unbedingt förderlich war. Aus rein persönlicher Sicht wäre vielleicht noch anzumerken, dass die Versuche der Küche, uns die vegetarische Kost schmackhaft zu machen oder gar zum Vegetarier umzuziehen, bei mir nicht gerade auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Zudem habe ich auch den Versuchen der Sprach-Korrektoren, mein Englisch vom Britischen auf das Amerikanische umzustellen, erfolgreich widerstanden.

So bleibt meiner Frau und mir zum Schluss nur zu danken. Es war eine sehr gute Zeit, die wir nicht missen möchten. Wir gehen gerne in die Schweiz zurück, aber wir werden auch Gelegenheiten wahrnehmen, für kürzere Zeit wieder nach Berlin zu kommen, möglicherweise im nächsten Jahr auch zum Treffen des Fellowclubs. Bei allen Beschäftigten des Wissenschaftskollegs möchten wir uns für die großartige Unterstützung

und Hilfsbereitschaft bedanken. Dies gilt für wirklich alle: von der Allgemeinen Verwaltung, Empfang und Wohnungsdienst über Bibliothek und IT-Dienste, Fellow-Dienste mit Sprachendienst, Küche und Technische Dienste bis hin zu den Reinemachefrauen. Lassen Sie mich jedoch noch zwei Personen besonders hervorheben: Reinhart Meyer-Kalkus, mit dem ich beim zufälligen Treffen am Kopierer oder an der Kaffeemaschine viele interessante Gespräche hatte, genauso wie mit unserer „Schweizer Vertreterin“ Katharina Biegger, der wir im Gegenzug die Möglichkeit bieten konnten, gelegentlich Mundart zu reden.